Nr. 4 April 1930 13. Jahrgang

Heimat

Monatsblatt für die Geſchichte und Heimatkunde des märkiſchen und kölniſchen Sauerlandes

Beilage zur Weſtdeutſchen Volkszeitung

Schriftleitung: Stud.-Rat Dr. W. Schulte, Ahlen (Weſtfalen). — Druck und Verlag: Georg Pfeiffer G.m.b.H., Iſerlohn. Ohlſtr. 41-43 Fernſprecher 298 u. 299

Erſcheint monatlich. — Bezugspreis vom Verlag 2,40 Mk. jährlich, oder 1,20 Mk. halbjährlich. — Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. — Probe-Nummer gratis

Inhaltsverzeichnis. (Nachdruck verboten.)

Von der Heimat und ihrem Wiederaufbau.
Wie die Franzoſen anno 1813 durch das Sauerland flohen. (Schluß.)
Bunte Bilder aus der Geſchichte des kurkölniſchen Sauerlandes.
Romantiſche Reiſe durch das Sauerland vor 70 Jahren
Die Ritterſitze im kurkölniſchen Lennegebiet.
„Im Krug zum grünen Kranze."
Neue Bücher zur Heimatpflege.

Von der Heimat und ihrem Wiederaufbau.

Der Dichter Leo Weismantel erzählt einmal nach einer alten Sage, wie der Fürſtbiſchof von Würzburg in die Röhn fuhr. Das könnte ſich auch bei uns im Sauerland ſo abgeſpielt haben. Ich weiß nicht, ob ich's noch recht auſeinander bringe, aber es war ungefähr ſo.

Der Fürſtbiſchof hatte einmal gehört, daß die Röhn das aller-allerärmſte Land wäre, das man ſich denken könne. Und da hat er gemeint, das müſſe er ſehen, und iſt eines guten Morgens mit großem Gefolge von Würzburg gen Norden geritten. Das hat ſo etliche Tage gedauert, und ſie ſind an die erſten Berge gekommen. Da hat da ein Junge am Wege geſtanden, den haben ſie gefragt, ob das da die Röhn iſt. „Nein, nein," hat der Junge geſagt, „da müßt ihr noch viel weiter fahren." Da ſind ſie weiter gefahren, einen Tag und eine Nacht, und am Morgen haben ſie auf einem Feld ein ſeltſames Geſpann geſehen. Da hat ein Bauer vor ſeinen Pflug ſeine Kuh und ſein Weib geſpannt. Da haben ſie gedacht, wo es ſo arm iſt, daß die Leute ſo mühſam ihr Brot ſuchen müſſen, da muß doch wohl die Röhn ſein. Und ſie haben dem Bäuerlein gewinkt, und das iſt hergekommen und hat mit großen Augen die Pracht angeſehen, die da ihre Straße fuhr. Auf die Frage aber, ob da die Röhn ſei, hat er den Kopf geſchüttelt und geſagt: „Nein, da müßt ihr noch viel weiter fahren." Da ſind ſie weiter gefahren und haben wieder einen Tag und eine Nacht hinter ſich gelaſſen. Da ſind ſie in ein Dorf gekommen, in welchem die Häuſer ſtatt der Fenſter Löcher hatten, und wo keine Tür ein Schloß kannte. Nun ſind ſie aber ihrer Sache ſicher geweſen und haben gedacht, wo es ſo arm iſt, daß gar nichts mehr zu ſtehlen da iſt und die Leute alles ruhig offenſtehen laſſen dürfen, da kann gar nichts anderes als die Röhn ſein. Jedoch eine blaſſe Frau, die mit einem Kindlein auf dem Arm unter dem Haustor ſtand, hat ihnen auf ihre Frage, ob ſie hier in der Röhn ſeien, wieder die Antwort gegeben: „Nein, nein, da müßt ihr noch weiter fahren." Kopfſchüttelnd haben ſie wieder ihre Pferde in Trab geſetzt und ſind voller Neugier geweſen, was denn nun wohl noch kommen könne. Und als ſie wieder einen Tagemarſch und einen halben getan hatten, hat der Biſchof gemeint, jetzt wolle er aber endlich einmal etwas Gewiſſes hören, und hat den Vorſteher des Dorfes kommen laſſen und hat ihn gefragt: „Sagt, Mann, iſt das hier die Röhn?" Da hat der Mann aber ganz erſtaunt aufgeſehen, wie einer, der nicht gewiß weiß, ob man ihn nicht etwa zum beſten halten will. Und dann iſt es langſam herausgekommen: „Die Röhn? Die Röhn? Ja, die liegt ja doch hinter euch, da müßt ihr doch gerade hindurchgekommen ſein."

Und ſo hat ſich das Seltſame ergeben, daß ſie in der Röhn waren, daß aber keiner von denen, die da waren, in der Röhn hat wohnen wollen. Ei, warum denn nicht? Nun, die Welt iſt klein und die Röhnleute haben wohl auch einmal gehört, daß ihre Heimat da draußen als das Allerärmſte verſchrien ſei, daß es wohl gar Leute gebe, die ſich darüber luſtig machten. Und dazu war ihnen ihre Heimat zu ſchade. Ihnen war ſie ja längſt gut genug. Und ob ihre Heimat in den Augen anderer Leute oder auch überhaupt ſchön oder nicht ſchön, arm oder reich ſei, das war ihnen doch ganz gleichgültig. Was ſie an ihrer Heimat liebten, war ja ganz etwas anderes und hatte mit dieſen Dingen gar nichts zu tun. Es ging ihnen damit genau ſo wie dem kleinen Enkel, der gar nichts davon weiß, ob ſeine „Oma" ſchön iſt oder nicht, den dieſe Frage überhaupt gar nicht kümmert. Es iſt einfach ſeine „Oma", fertig und punktum und darum hat er ſie lieb.

So macht auch nicht etwa das Aeußere die Heimat.

Ein anderes iſt das Geſicht, ein anderes die Seele der Heimat. Wie das Zifferblatt nicht die Uhr iſt, wohl aber anzeigt, wieviel die Uhr geſchlagen hat, ſo iſt auch das Aeußere nicht die Heimat, wohl aber kann man vielfach aus ihm ableſen, wie es um die Heimat ſteht. Denn die Seele ſchafft ſich das Geſicht und ſpricht ſich im Geſichte aus. Darum kannſt du's dem Menſchen auch im Geſichte ableſen, wes Geiſtes Kind er iſt und haſt, rein vom Anſehen her, zu dem einen Vertrauen, zu dem anderen nicht. Alſo iſt das äußere Geſicht wohl wichtig, wichtiger aber iſt noch das innere Geſicht, die Seele, weil die das einzig beſtimmende iſt.

Kam da nach dem Kriege ein guter Freund zu mir und ſagte: „Hör, ich mußte einmal zu dir kommen, denn ich bin ganz aus dem Scharnier geraten.

---

einen franzöſiſchen Offizier ins Quartier, einen ſeh ruhigen und zufriedenen Mann. Er mußte wohl dem Glücksſtern Napoleons nicht mehr trauen, denn er ſaß ſtets in Gedanken verſunken, kaum ein Wort kam über ſeine Lippen. Als nun am andern Morgen die Hörner zum Abmarſch ertönten, bat er, wir möchten ihn doch noch einige Tage behalten, er könne nicht weiter mit, er wolle hier in der Stadt, wo doch ſo viele reiche Leute wohnten, Unterricht in verſchiedenen Sprachen erteilen. Kaum hatte er dieſe Bitte ausgeſprochen, als mein Vater, welcher ein ausgeſprochener Franzoſenfeind war, aufſprang, den Offizier am Arm ergriff und mit den Worten: „Warte, ich will Dir hier bleiben, hinaus mit Dir, Franzoſe", vor die Türe ſchob. Ohne ein Wort zu erwidern, ging der Offizier geſenkten Hauptes der Wermingſerſtraße zu. Meinem Vater, welcher ein mitfühlendes Herz beſaß, hat ſpäter der Mann leid getan, aber die Behandlung des Franzoſen war gerecht, denn dieſe hatten es in den ſieben Jahren zu arg getrieben."

Bunte Bilder aus der Geſchichte des kurkölniſchen Sauerlandes.

III.

Von alten Kulturſchätzen.

Als der Oberpräſident den Regierungsrat Weſtphal mit der Auswechſelung der Ratifikationen der Konvention vom 12. März 1817 betraute, erteilte er ihm noch auf Grund einer ſpeziellen Anweiſung des Staatskanzlers Fürſten Hardenberg den Auftrag, eine Forderung an Heſſen geltend zu machen, die von großem wiſſenſchaftlichen Intereſſe iſt. Es handelte ſich hierbei einmal um die alte Kölner Dombibliothek und um andere, die Rheinprovinz angehende Schätze, die nach Arnsberg geflüchtet und von da nach Darmſtadt gebracht worden waren und nun für die Rheinprovinz reklamiert wurden; ferner erhob Vincke Anſprüche auf den ſogenannten „Willkomm" und auf mehrere kriegeriſche Trophäen, die ſeiner Zeit den Franzoſen abgenommen waren. Der „Willkomm" war ein ſilbernes, vergoldetes Trinkgeſchirr, reich mit Kriſtall und Steinen beſetzt, das der Kurfürſt Maximilian Heinrich von Köln im Jahre 1667 den Landſtänden des Fürſtentums Weſtfalen geſchenkt hatte. Die Trophäen beſtanden aus einer Fahne und einer vierpfündigen Kanone; ſie waren von Freiwilligen im Leibbataillon des Kurkölniſchen Regiments am 12. November 1796 beim Rheinübergang bei Koblenz den Franzoſen abgenommen und von Erzherzog Karl von Oeſterreich den Freiwilligen geſchenkt worden, die die Kanone mit der Fahne in ihrem Standort Arnsberg aufbewahrt und dort während der Fremdherrſchaft verborgen gehalten hatten, um ſie erſt 1814 wieder herauszuholen und bei der Nachricht von der Einnahme von Paris mit der Kanone den Freudenſalut abzufeuern. Die Darmſtädtiſche Regierung wollte die Trophäen aber nicht den Preußen ausliefern und ließ ſie heimlich nach Darmſtadt bringen. Jetzt reklamierten die Veteranen ſie und Vincke nahm ſich eifrig ihrer Vorſtellung an. Ebenſo beſtand er auf Wiederauslieferung des „Willkomms", von dem er bei der bevorſtehenden Huldigung nach alter Sitte Gebrauch zu machen gewillt war. Der Becher war aber ſchon beim Uebergang des Herzogtums Weſtfalen an Heſſen-Darmſtadt in das Muſeum zu Darmſtadt gebracht worden; der Großherzog verweigerte jetzt die Zurückgabe und wollte ſich höchſtens dazu verſtehen, einen ähnlichen Becher von gleichem Werte an Stelle des „Willkomms" zu ſchenken. Angeſichts des Widerſtandes des Großherzogs glaubte Weſtphal nachgeben zu müſſen, er berichtete auch an Vincke, daß man in Darmſtadt in Abrede ſtelle, die bewußte Fahne überhaupt noch zu beſitzen, und daß die Kanone bereits eingeſchmolzen ſei. Er ſchlug nun vor, die Sache dem Miniſterium der Auswärtigen Angelegenheiten zur Erledigung zu übertragen. Indeſſen führten Verhandlungen auf diplomatiſchem Wege nicht zum Ziele, denn der Preußiſche Geſandte in Darmſtadt, Herr von Otterſtädt, hielt den geeigneten Zeitpunkt für die Geltendmachung der preußiſchen Anſprüche aus politiſchen Gründen noch nicht für gegeben. Erſt 1821 richtete der heſſiſche Staatsminiſter v. Grolman an von Otterſtädt eine diplomatiſche Note, in der er erklärte, daß es trotz aller Bemühungen nicht möglich geweſen ſei, die Fahne wieder aufzufinden, und betreffs der übrigen Gegenſtände das Recht Preußens auf Auslieferung derſelben beſtritt. Im Jahre 1834 mußte Vincke reſigniert feſtſtellen, daß die Fahne verſchwunden und die Kanone eingeſchmolzen ſei. Auch der Weſtfäliſche Provinziallandtag nahm in den dreißiger und vierziger Jahren mehrere Anträge an, die die Wiedergewinnung der genannten Gegenſtände zum Zwecke hatten. Doch konnte ihnen von der Staatsregierung aus juriſtiſchen Gründen nicht entſprochen werden. Auch glaubte man auf das heſſiſche Anerbieten, die Fahne und den Pokal herauszugeben, nicht eingehen zu können, weil die von Darmſtadt daran geknüpften Bedingungen nicht annehmbar erſchienen. Noch einmal beſchäftigte ſich in den achtziger Jahren der Weſtfäliſche Provinziallandtag mit der alten Angelegenheit, um die Fahne, den Pokal, die goldene Bulle, kurkölniſche Manuſkripte, zwölf Stücke des Landſtändiſchen Archivs und andere Merkwürdigkeiten, darunter die eiſerne Hand eines ſchwediſchen Generals, der im dreißigjährigen Kriege bei Arnsberg gefallen war, im Provinzialmuſeum zu Münſter unterzubringen. Das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten erwiderte, daß es nicht angängig erſcheine, der Großherzoglich Heſſiſchen Regierung gegenüber nochmals darauf zurückzukommen, zumal der größte Teil der Kölner Dombibliothek infolge des Friedens von 1866 mit Heſſen-Darmſtadt ſchon an Preußen zurückgegeben ſei. So war es trotz aller hartnäckigen Bemühungen Vinckes auch nach ſeinem Tode nicht möglich, dieſe wertvollen Erinnerungsſtücke wieder für Weſtfalen zu gewinnen.

Romantiſche Reiſe durch das Sauerland vor 70 Jahren.

(Nach einem alten Tagebuch.)

Mitgeteilt von Gerhard Löbker.

Von Volmarſtein nach Wetter.

ſind ¾ St. Der Weg führt den Berg hinab, dann durch die Ruhrwieſen der ſtattlichen Brücke zu, vermittelſt welcher die märkiſche Eiſenbahn die Ruhr paſſiert. Neben der Brücke iſt die Ueberfahrt. Wir gehen unter der Brücke fort, beſehen uns die gediegene Bauart und gelangen durch die Wieſen bald den Berg hinan nach Wetter, in welches wir neben dem Hauſe Friedrich Harkorts treten; des allbekannten Mannes, der ſein ganzes Leben für Freiheit, Ausbildung der Verfaſſung, Volkswohl gegründet auf Volksbildung und Hebung des Lehrerſtandes gewirkt hat, in Wort und Tat. Geboren am 22. Februar 1793 erwarb er ſich im Befreiungskampfe gegen Frankreich das eiſerne Kreuz. Als Mitglied des weſtfäliſchen Provinziallandtages, des preußiſchen Landtages und des Reichstages arbeitete er fortwährend im Dienſte des Vaterlandes.

Ueber die alte Burg Wetter läßt ſich nichts Beſtimmtes angeben. Wahrſcheinlich war ſie einſt ein

Schloß der Grafen von der Mark, die ſich hier viel aufhielten. Später, als das Herzogtum Kleve und die Grafſchaft Mark vereinigt waren, wurde es von Droſten bewohnt. Der runde, einzeln ſtehende Turm, welcher ſchwerlich in Weſtfalen einen Zwillingsbruder hat, ſcheint jünger zu ſein, als die Ueberbleibſel der Burg und der Ringmauern. In der Burg Wetter iſt jetzt eine Eiſengießerei. Friedr. Harkort war der Stifter der Eiſengießerei, jetzt iſt ſie im Beſitze des Herrn Blank u. Co., deſſen ſchöne Wohnung vor Wetter liegt. In den Jahren 1784 und 85 wohnte Freiherr vom Stein, der ſpätere preußiſche Miniſter, auf der Burg in Wetter und leitete von hier aus die weſtfäliſchen Bergämter und die Mindenſche Bergwerkskommiſſion.

Von Wetter oder Herdecke iſt auch leicht ein Abſtecher in das induſtriereiche Enneper Tal zu machen, wo ſich Fabrik an Fabrik, Haus an Haus reiht und die Ennepe zwiſchen Wieſen und Feldern und Obſtgärten mit ihrem klaren Gewäſſer dahinrauſcht.

Das Tal der Ennepe bildet ſeit alter Zeit die Verbindung zwiſchen Mark und Berg, zwiſchen dem Gebiete der Ruhr und der Wupper. Die Höhe hinter Hevelsberg bildet die Waſſerſcheide; dann ſenkt es ſich bei Schwelm allmählig zur Wupper hinab. Es iſt die alte Verkehrsſtraße von Köln am Rhein nach dem Sachſenlande.

Von Wetter nach Herdecke.

½ St. Wir wandern nun am rechten Ufer der Ruhr längs einer ſchönen Bergwand, welche den Lauf des Fluſſes in einem weiten Bogen umſchließt, nach Herdecke. Das Tal erweitert ſich fortwährend, der Weg bietet aber noch ſehr ſchöne Anſichten rückwärts auf Wetter und Volmeſtein, welche das Tal ſchließen.

Bei Herdecke wurde die Göttin Herta unter einer großen, heiligen Eiche verehrt, woher auch der Name abgeleitet wird, Herd-Eicke, Hertas oder Herdas Eiche. Wahrſcheinlicher iſt wohl die Ableitung Hardt-Ecke. Karl der Große ließ ſie fällen und gründete daſelbſt ein Frauenſtift, dem ſeine Schweſter Frederuna als erſte Aebtiſſin vorſtand. Daher wird es auch Naherdicke genannt.

Die Sage erzählt die Gründung alſo: Vor vielen hundert Jahren lebte in Italien eine junge, ſchöne und reiche Prinzeſſin, namens Fredaruna, eine Nichte des großen Kaiſers Karl. Dieſe liebte einen vornehmen und tapferen Ritter und wurde von ihm wiedergeliebt; allein der Ritter ſtarb im Kampfe gegen die Sarazenen. Da wurde der unglücklichen Prinzeſſin ihr Vaterland und die Welt verhaßt, und ſie beſchloß gen Norden zu ziehen und ein Kloſter zu bauen, in dem ſie ihr Leben ſtill und abgeſchieden beſchließen könne. Zu dem Ende verkaufte ſie alle ihre Güter und Beſitzungen, lud das Geld auf Maultiere und zog nun fort aus ihrer Heimat immer tiefer dem kalten Norden zu. Weil ſie aber viel von den deutſchen Eichen gehört hatte, und wie es ſo ſtill und heimlich darunter ſei, ſo entſchied ſie, dort ihr Kloſter zu bauen, wo die Maultiere zuerſt und von ſelbſt unter einer Eiche ſich lagern würden. Lange zog ſie umher, und die Tiere lagerten ſich nicht. Endlich aber in einer anmutigen Gegend an der Ruhr legten ſie ſich unter einer großen, herrlichen Eiche nieder. Da rief die Prinzeſſin voller Freuden: Hier de Eke! d. h. hier iſt die Eiche! Und ſie baute allda ein prächtiges Kloſter für Jungfrauen, das nach ihrem Ausrufe Herdecke genannt wurde, und in dem ſie lange als erſte Aebtiſſin ein frommes, gottſeliges Leben führte. Das Grabdenkmal der Stifterin befindet ſich noch in der Stiftskirche.

Die Herren von Volmeſtein hatten die Erbſ
gerechtigkeit über dieſes Stift. Daſſelbe hatte
Einkünfte. Später war es ein freiweltliches ad
Damenſtift.

1619 ſtarb der größte Teil der Einwohne
Ortes an der Peſt. Herdecke liegt an der Land
die von Dortmund nach Hagen, Hohenlim
Schwelm führt.

Am linken Ufer tritt der Kaisberg mi
Steindenkmal hervor. Auf demſelben ſoll
der Große mit dem Frankenheere gelagert habe
er die Hohenſyburg beſtürmte. Auf dieſer Hö
ben wackere Männer unter dem Vorſitze Hark
im Jahre 1869 dem Miniſter v. Stein ein
mal errichtet, einen 90 Fuß hohen Turm, der
herrliche Ausſicht bietet. Auch von dem ſtatt
Bahnhofe der rheiniſchen Bahn hat man eine
liche Ausſicht ins Ruhrtal.

Von Herdecke oder Hohenſyburg i
Beſuch der Dechenhöhle in der Grün
der Eiſenbahn leicht zu erreichen. Eintrittskarte
Beſuche der Höhle erhält man an der Eiſen
ſtation oder an der Höhle ſelbſt, wo man auc
Führer erwartet. Der Beſuch der Höhle iſ
keinen Schwierigkeiten verbunden, da der Boden
all gebahnt iſt. Ihren Namen führt ſie von
Oberberghauptmann von Dechen, der ſich
ſeine Erforſchung des rheiniſch-weſtfäliſchen Sch
gebirges verdient gemacht hat.

Im Juni 1868 ſprengten zwei Bergleute
der Bahnſtrecke Letmathe-Iſerlohn
Felsblock und fanden den Eingang zu einer Höhl
wegen ihrer mannigfaltigen Tropfſteinbildung
den ſchönſten und wunderſamſten Höhlen De
lands gehört. Sie liegt in dem ſchmalen St
von Korallenkalk, welcher das ganze Süderlan
Norden umzieht und von einem foſſilen Kor
riffe gebildet wird. Der Boden der Höhle iſt
ſechs Fuß mit Knochenlehm erfüllt, in welche
jetzt zwar keine Menſchenreſte, wohl aber eine
von Tierknochen, von Höhlenbären, der Höhlen
u. a. gefunden wurden.

E. Rittershaus hat den Eindruck, de
Innere der Höhle und die wunderbaren Trop
bildungen in derſelben auf ihn machten, al
ſchildert:

Wir treten ein. Jahrtauſende hindurch
War feſt verſchloſſen dieſe Felſenburg.
Ha, welche Pracht! Schau nach der Decke d
Ein Domgewölb' von funkelndem Kriſta
Und dort ein eisgeword'ner Waſſerfall,
Ein Schleier dort, von der Natur gewobe
Ein Palmenwald, dort eine Orgel gar,
Und hier ein Waſſerbecken, ſilberklar
Darin die Flut und ſilberklar die Säulen,
Die es umſtehn! Und hier von blankem Ka
O ſchau nur — eines Biſchofs Katafalk!
Und dort — o ſeht — ſind es nicht Rieſe
keulen?

Von Herdecke nach Hohenſyburg k
wir zwei Wege wählen: 1, die Chauſſee, welche
weiter iſt, und 2. den Fußweg über den Berg
St. Gleich am Ausgange des Orts führt der
über ein ſteinernes Schem zu dem erſten
bruche, welcher rechts liegen bleibt. Dann
wir eine Strecke aufwärts; der Weg führt
einem rechten Winkel rechts ab, aber nur die
eines Feldes, dann wieder aufwärts an dem
ten Steinbruche vorbei den Berg hinauf nach
henſyburg. Zur Linken wird ſehr häufi
Chauſſee ſichtbar. Dieſer Fußweg iſt allerding
was beſchwerlich, aber reich an herrlichen Aus
in das Gebirgsland, welche die Mühen des
ganz überſchwänglich lohnen.

Fortſ. f

ren wurden; für den jedesmaligen Gebrauch ſind
über zu entrichten". Daneben waren noch zehn
tkeſſel im Gebrauch und 28 private Brannt-
laſen.

reckerfeld führt unter ſeinen Handwerkern
eutbrauer" auf (Keut, Koit war ein leichtes
es Bier). Es hatte aber nur einen Verbrauch
333⅛ Scheffel Malz und Branntwein, keine
krüge und Branntweinſchenken. Die Brau-
waren wie die Branntweinblaſen privat.

uch Hagen zählte zu ſeinen Handwerkern 14
r und Wirte, 18 Branntweinbrenner und 10
wirte von Beruf, wobei für die letzte Zahl
denken iſt, daß Hagen ein bedeutender Durch-
ort der reichen Weinfuhren von Köln nach
 war. Der Verbrauch an Malz belief ſich auf
 Scheffel, an Branntweinſchrot auf 1059½
fel. Außer den genannten verkauften noch 34
perſonen Bier und Branntwein. Es gab 8
e Brauhäuſer und 6 Keſſel neben 18 Brannt-
laſen.

amm zählte neben 20 „Deſtillateurs" und 9
 und Bierbrauern" noch 10 Gaſtwirte, 4
 und Branntweinſchenken, die aber doch nicht
öffentliche Schankkrüge" galten. In der Stadt
 50 öffentliche Branntweinblaſen und 61 pri-

attingen hatte im Vergleich dazu und im
k auf ſeine viel geringere Einwohnerzahl (1066
50 in Hamm!) die hohe Zahl von 15 Brannt-
rennern, 26 Bierbrauern und 7 Weinwirten.
em wurde hier noch viel Branntwein eingeführt.

 Herdecke wurde „die Braunahrung ſtark
en, inmaßen die umbliegenden Oerter bis auf
nden weit aus Herdicke ihr Bier und Brannt-
holen müſſen". Daher zählte dieſer „Flecken"
damals 824 Einwohnern 24 „Bäcker und
r", und es heißt in dem amtlichen Bericht: es
et aber die meiſte Nahrung in Backen, Brauen
Bewirten". Es waren deshalb 15 private Brau-
 und 17 Branntweinblaſen in Betrieb.

Schluß folgt.

ue Bücher zur Heimatpflege.

ung und Stammesherkunft im deutſchen Volke.
ſtellungen über die Herkunft der deutſchen Kul-
chöpfer in Kartenbildern. Von Kurt Ger-
. 23 zweifarbige Karten, 1 zweifarbige Tafel.
ckblatt, 112 Seiten Text und Namenverzeich-
 von gegen 5000 deutſchen Dichtern, Muſikern,
lern, Mathematikern, Aerzten und Generälen.
s Geh. Mk. 10.—, Lwd. Mk. 12.—, J. F.
manns Verlag, München.

oher ſtammen die großen Deutſchen, die Künſt-
elehrten und Soldaten, welche Landſchaften,
 Stämme haben ſie hervorgebracht? Dieſe
 beantwortet der Verfaſſer, indem er die
ts- und Heimatsorte von 5000 hervorragenden
hen, geordnet nach zeitlichen und beruflichen
en, in Landkarten einträgt. Dieſe gründliche
 hat ſo gut wie keine Vorläufer; das erhöht
ch ihren Wert, denn eine ſolche Ueberſicht
edingt notwendig und gibt viel mehr als nur
ches Material zur Geſchichte der Kunſt und der
ſchaften. Ihre Ergebniſſe zeigen uns vielmehr
und überraſchende Zuſammenhänge im Ablauf
utſchen Kultur; ſie zeigen uns nämlich, daß der
. den die einzelnen Stämme und Landſchaften
meinſamen deutſchen Kultur lieferten, im Laufe
hrhunderte ſtändig ſchwankte. Querſchnitte aus
edenen Jahrhunderten beweiſen anſchaulich das
rn von Kulturquellpunkten über ganz Deutſch-
in. Vor allem aber zeigen ſie eins mit erſchreckender Deutlichkeit: Immerwährend verbraucht die Kultur beſte Volkskräfte. Wenn nicht immer wieder neue völkiſche und raſſiſche Kraftquellen den Strom der Kultur ſpeiſen, würde er bald verſiegen. So enthalten dieſe Kartenbilder auch eine ernſte Mahnung: Kein Volk, auch das deutſche nicht, verfügt über unerſchöpfliche Quellen von Menſchenkraft. Die Karten lehren auch, daß nicht eine beſtimmte Raſſe den Hauptanteil an dem trägt, was man deutſche Kultur nennt. Allerdings zeigt uns Gerlach auch, daß ohne die nordiſche Raſſe die deutſche Kultur nicht zu denken ſei, ja daß ſie mit dem Verſchwinden der nordiſchen Raſſe bedroht wäre. Das Werk iſt für die weiten Gebiete der Heimat- und Stammesforſchung unentbehrlich.

Untergang der Dorfkultur? Von Joſef Weigert. 124 Seiten. 8°. (Verlag Knorr u. Hirth G. m. b. H. München.) Kart. RM. 2,30.

Das Bauernhaus iſt in Gefahr, alles zu verlieren, was es an bauerntümlichem, heimatlichem Leben beſeſſen hat. Hausbau, Einrichtung, Tracht, Sprache, Lebenshaltung — alles wird immer ſtädtiſcher. Muß das ſo weitergehen? Dagegen wendet ſich der bekannte Pfarrer Joſef Weigert, der ſich ſchon durch viele Schriften über die Pflege des Volkstums einen guten Namen gemacht hat, in dieſem ſeinem neueſten Werk mit aller Entſchiedenheit. Er zeigt, daß das Dorfleben wirklich eine ſo ausgebildete Eigentümlichkeit beſitzt, die es wert iſt, bewahrt und gepflegt zu werden, vergleicht ſodann die alte Dorfkultur mit der heutigen Dorfunkultur, beweiſt, daſt die alte Dorfkultur auch für den heutigen Bauern und ſein Leben noch Wert hat und zeigt in ſeinem wichtigen Schlußkapitel neue Wege, wie die heutige Dorfkultur zu erneuern iſt. Das alles wird anſchaulich an Hand vieler Beiſpiele aus dem vergangenen und jetzigen Volksleben dargeſtellt und keineswegs ohne Verſtändnis für das Gute der heutigen Zeit. Jeder, dem die Erhaltung und Pflege alter deutſcher Volksbräuche, echten Familienlebens, urwüchſiger Trachten und volkstümlicher Bauernkunſt am Herzen liegt, ſollte dieſes reiche und herzhafte Buch leſen und verbreiten helfen.

Brauer, Theodor, Profeſſor an der Univerſität Köln, Der moderne deutſche Sozialismus. 4.—6. Tauſend. gr. 8° (VIII u. 400 S.) Freiburg im Breisgau 1929, Herder. 10 M.; in Leinwand 11.60 M.

Die immer mehr um ſich greifenden politiſchen Erſcheinungen auch auf dem Lande machen es jedem Heimatpfleger nötig, ſich ein klares Bild über den vielbeſprochenen, aber wenig gekannten Sozialismus zu verſchaffen. Zu dieſem Thema wurde wahrlich ſchon genug geſchrieben. Wenn dieſes Buch binnen ſechs Monaten in einer zweiten Aufl. erſcheint, ſo hat es offenbar mehr und Weſentlicheres zu ſagen als die meiſten andern. Es iſt geradezu eine Inventur des Sozialismus, überparteilich. Um es zu verſtehen, braucht man kein Gelehrter zu ſein. Die Darſtellung iſt flüſſig und einleuchtend, wenn ſie — bei einem ſolchen Thema ſelbſtverſtändlich — auch Mitarbeit des Leſers erfordert. Die Buch gibt nach dem Urteil der „Schöneren Zukunft" (1929, Nr. 28) „die vollſtändigſte, modernſte und objektivſte Darſtellung des modernen Sozialismus in allen ſeinen vielen Abarten, gegenſätzlichen Strömungen, verſchiedenen Typen und Verzweigungen. Auf der poſitiven [illegible]lung liegt das Hauptgewicht, die knappe zuſammenfaſſende Kritik iſt deshalb aber um nichts weniger ſchlagkräftig. Das Werk bringt, beſonders was die Beurteilung des Sozialismus als Weltanſchauungsbewegung betrifft, eine Fülle neuer Geſichtspunkte; es bildet eine neue Grundlage zur öffentlichen Auseinanderſetzung mit dem Sozialismus, die in nichts den hergebrachten Schablonen folgt."

6:5 für Frankfurt
ene Schiedsgericht en
, die aber vom
mit für dieſes Hoch
werden.

kiſcher Gau

Tv. Bommern 3:1
trafen ſich am
ungsſpiel. In der
Mannſchaften gleich
Schlußſpiel notwendig
ſcheidungstreffen
meiſterſchaft erringen

T. — W. S. V.

ielvgg. Hagen 11 5:
:6
agen 6:6
gen 11 4:8
1:7

enmannſchaft

bball.
ſpielleitung wird die
ſterſchaft, welche den
gegen das Rheinland
piel austragen.
nnſchaft des Märkiſch
Treffen ſoll am 4.
ſind wie folgt

s (Wanne)
Wolff (Jahn Lüden
), Adams (Nieder
(Lemgo)
Flandermeyer (Jahn
Hohmann (Jahn
Tgd. Witten).
).
en Gaues:
ach, Erlinghagen (
b), Tucht (Tkl. Hage
Langenbach (Germania
ahn Lüdenſcheid)
Lollert (Hagen 1860
Altenhagen).
gen), Theimann (Eintr.
en.
rd hauptſächlich aus
Märkiſchen und dem
Beſonders durchſch
Schlußdreieck iſt zie
letzten Spiel gegen
und Bandike, Witt
en Farben. Der
nen entgegenbringen.
ndet man in der Ga
2 Lüdenſcheider ſind
hier ſind im Sturm.
Wege iſt der erfolgr
die beiden VfL.-Leute
Oſtern herum gegen
Läuferreihe halten
haft. In ihren
erteidiger ſeit Mon
ch für den Torwart
ellen und wurfkräftig
rd man einen ſchwe

ugendkraft

ismeiſterſchaft
nd Handball!

bball.
benhorſt 4:1
tten 2:1
dball.
eſtfalia Welper 0:1
Paderborn 4:3

I — Soling
6:3 (2:2)

aftsſpiele.
en Sonntag hatte ſich
allmeiſter nach hier
lſtürmers hatten ſie
ag ſtattgefundenen
 03 beteiligt waren,
. Der Meiſter Gräf
n Vorſtand und Ue
 das Spiel kurz nach
 iſt leicht in Front.
olles Abſpielen, gute
ener Halblinke gibt
tehenden Linksaußen
Hagener Anhänger
erſtenmal einſendet.
Ball und vermögen
um 2. Mal einzuſen
Daner. Gräfrath
2 Strafwürfe auf. —
Tempo. Man merkt,
ommen. Immer wied
nach vorn, der von
wird. Ein dritter
Die Gäſte holen aber
um Endſpurt an, dem
wachſen iſt. Mit gro
 ſie einen ſchönen
. Der Hagener Tor
mmer auf dem Poſten,
. — Mit dieſem ſch
ihre gute Form un
gem nicht geſchlagen
 WSV.-Verein Spv.
 dem Spiel blieben die
immung Gäſte der
Solingen-Gräfrath 2

teſpiel
en 5:5 (3:

te die Hagener Stadt
ſten Sonntag dem WS
traten für Göbel in
an Das Spiel zeigte
n ſie nur ganz ſelten
aus einem Guß mit ei
agener Hintermannſchaft
te den Beweis erbring
ieſer Aufſtellung beſteh
 da einige Fehler vor
ufſtellung das Richtige
as Spiel an die einzel
 jeder Weiſe gewachſe
m Schluß recht ſpann
aner voll auf ihre Ko
 Hagen 05 2 Jug. 1:
sball.
. Harkorten (WSV.)
Blau-Weiß Weſterbauer
Harkorten Schüler 1:
. Jug. 7:0 (3:0).
Schüler 0:1.
ndball.
ar Hagen 2. 3:0.
 von Vorhalle verdient
neiſter.

Nicht weil ich vier Jahre im Kriege war. Das war fürchterlich, ja, und noch fürchterlicher war, daß wir ihn verloren und daß der Umſturz kam und tauſend Demütigungen. Aber ich habe gedacht, es wird nun einmal Gottes Wille ſo ſein und da wird man ſich ſchicken müſſen. Und ich habe weiter überlegt, die Heimat, Gott ſei Dank, die iſt dir noch geblieben. Du wirſt alſo jetzt heimgehen, wirſt da ganz beſcheiden leben und wirſt dich da wieder mit dir ſelber zurechtfinden. Aber o weh, als ich heimkam, da mußte ich erfahren, daß ich keine Heimat mehr hatte. Was ich einmal als meine Heimat gekannt und geliebt hatte, kam mir vor wie ein großer Friedhof. Auf dieſem Friedhofe ſtanden Kreuze neben Kreuzen, und unter einem jeden von ihnen lag etwas Liebes begraben; unter dem einen Kreuze alte Treue, die ſich ſelber untreu geworden war, unter dem andern Friede und Freude, die dem Gegenteil weichen mußten, unter dem dritten nachbarlicher Zuſammenhalt, der fortpolitiſiert und fortprozeſſiert worden war, unter dem vierten Genügſamkeit und Fleiß, die unter die Räder gekommen, unter dem fünften alte Zucht und Ehrbarkeit, die vor die Hunde gegangen waren, und ſo unter jedem Kreuze ein anderes, was mir früher die Heimat wohl und warm gemacht hatte. Wohl, es waren noch die alten Häuſer und Gaſſen, die alten Wieſen und Felder, Bäche und Wäſſerlein, die Kreuze am Wege waren ſo gut noch da wie die Starkäſten in den Bäumen, und es gibt keinen Ort meiner Jugendſeligkeit, den ich nicht noch heute aufſuchen könnte. Aber — die Menſchen ſind nicht mehr die alten. Das, was mir die Heimat zur Heimat machte, iſt nicht mehr da. Meine Heimat iſt mir zur Fremde geworden. Und wenn ich dann ſchon einmal in der Fremde ſein ſoll, dann will ich es wenigſtens in einer ſein, die ſich ehrlich als Fremde ausgibt und nicht Heimat zu ſein heuchelt. Ich werde meine Heimat fortwerfen wie eine taube Nuß. Was ſoll ich noch damit? Sie reibt mir nur die Seele wund."

Das kam heraus, wie wenn ein Gießbach über ſeine Ufer tritt. Da ſtöhnte einer darunter, daß die äußere Heimat ihren Wert verliert in demſelben Augenblicke, wo man die innere nicht mehr lieben kann.

„Hm," ſagte ich, „alſo fortlaufen willſt du? Das ſcheint mir nicht gerade heldenhaft zu ſein, und als alter Krieger ſollteſt du daran zu allerletzt denken. Wenn du fortläufſt, wirſt du genau ſo gut zum Deſerteur an der Heimat wie jene Menſchen, die ſie innerlich im Stiche gelaſſen haben. Nein, im Gegenteil, du mußt wieder hingehen, wohin du gehörſt und zu deinem Teil anfangen, wieder Heimat zu ſchaffen und mußt den Mut aufbringen, zum Märtyrer an deiner Heimat zu werden, wenn es anders nicht möglich iſt. Das iſt meine Anſicht von der Sache."

Die Erfahrung, die dieſer arme Kerl da gemacht hat, haben Tauſende gemacht und tragen ſchwer an ihrer Enttäuſchung. Und aus dieſer Enttäuſchung und aus der Sehnſucht nach der alten Heimat, die ſich nun mal nicht totſchlagen laſſen wollte, iſt das geboren, was wir Heimatbewegung nennen, eine Vereinigung von wohlmeinenden und edlen Menſchen, die der kranken Heimat wieder geſunde, rote Backen geben wollen. Nicht alle, aber viele von ihnen haben gemeint, daß es genug ſei, wenn man den alten Dialekt, die alten Lieder, die Sagen, Legenden und Märchen, die alte Spruchweisheit, Brauch und Sitte von ehemals, die angeſtammte Bauweiſe und was ſonſt noch etwa dazu gehört, wieder zu Ehren brächte. Ich ſage nun nicht etwa, daß das überflüſſig wäre, man kann darin gar nicht leicht des Guten zu viel tun. Aber wenn man bloß das täte?

Sieh mal, in unſerer gebirgigen Gegend hat man wegen der vielen Steigungen ſogenannte Bummelbähnchen. Es iſt nicht immer das jüngſte und beſte Material, was auf dieſen Strecken läuft. Nun denk dir, eines guten Tages bleibt irgendwo ſo ein Bähnchen ſtecken. Die Maſchine ſagt noch ein paarmal kläglich „Puff, puff" und ſteht ſtill wie ein Droſchkengaul, der ins Philoſophieren geraten iſt. Die Reiſenden warten erſt geduldig, weil ſie das gewohnt ſind. Nach einer Viertelſtunde ſtrecken ſie die Köpfe zu den Fenſtern heraus und rufen, je nach Temperament, wohlwollend oder ärgerlich „Hü und hott". Und ſchließlich kommt auch der Zugführer an und ſieht ſich die Lage an der Tete einmal an. Und da ſieht er, wie der Lokomotivführer und der Heizer den Putzkaſten ausgepackt haben und im Schweiße ihres Angeſichts die Maſchine ſchön blank putzen. „Menſchenkinder, was iſt denn los?" ſchreit er. „Was ſoll los ſein?" ſchreien die, „die Maſchine will nicht mehr voran." „Ja, aber was macht ihr denn da?" „Wir putzen ſie ſchön." „Aber hört mal, ihr ſeid wohl nicht recht bei Troſte. Damit kriegt ihr ſie doch beim Kuckuck nicht wieder ans Laufen. Schaut ihr doch lieber mal in den Bauch, vielleicht hat ſie Darmverſchlingung oder ſonſt etwas Aehnliches. Auf jeden Fall aber ſitzt der Fehler inwendig, und mit dem Putzen könnt ihr euch bis morgen früh Spaß machen, ohne daß euch das was nutzt."

So iſt's aber mit der Heimat auch. Sie iſt innerlich krank und muß von innen her kuriert werden. Denn jene alten Sitten, Bräuche, Lieder uſw. ſind doch nur deshalb verſchwunden, weil der Geiſt verſchwand, aus dem ſie früher entſtanden waren und lebten. Wer alſo der Heimat helfen will, muß ihr ihre Seele wiedergeben, und es kommt in der Tat alles darauf an, ob ſich noch genug Menſchen finden, die den Mut aufbringen, ſich für die Heimat wegzuwerfen und daneben die rechte Einſicht haben, das Ding am rechten Ende anzupaſſen.

Wie die Franzoſen anno 1813 durch das Sauerland flohen.

Nach Berichten von Zeitgenoſſen mitgeteilt von L. B.

(Schluß.)

Der 29. Oktober war für Iſerlohn ein Tag der Aufregung. Schon früh am Morgen hatte ſich das Gerücht verbreitet, der König von Weſtfalen käme auf ſeiner Flucht mit vielem Kriegsvolk durch Iſerlohn. Gegen 10 Uhr vormittags ſtand vor dem Rathaus eine dichtgedrängte Menſchenmaſſe und verlangte Waffen. Die Bürger hatten in den letzten ſieben Jahren derartige Durchzüge und was damit verbunden war, zur Genüge kennen gelernt. Dieſes Mal ſollte den Franzoſen das Ausräubern ſchlecht bekommen.

Der Bürgermeiſter mahnte vom Fenſter des Rathausſaales zur Ruhe. Er erklärte, Hieronymus habe faſt 5000 Mann reguläre Truppen bei ſich, die Bürger möchten jedoch bedenken, daß ſich dieſe auf der Flucht befänden und jedenfalls nicht daran dächten, ſich an fremdem Eigentum zu vergreifen, wenn ſie ſich derartiges erlaubten, würden ſie wohl ſchwerlich bis an den Rhein kommen. Man ſollte die Flüchtlinge, im Falle ſie einquartiert würden, freundlich aufnehmen, es würden wohl die letzten Franzoſen ſein, welche hier durchkämen. Dieſe Worte halfen, die Bürger ſahen ein, daß der Bürgermeiſter Recht hatte, ruhig ging alles auseinander, jeder ſuchte ſeine Familie auf und wartete der kommenden Dinge. Die Straßen waren ſehr belebt, gearbeitet wurde an dieſem Tage nicht.

„Sie kommen, ſie kommen!" Mit dieſem Geſchrei kamen mehrere Schuljungens angelaufen. Es war der weſtfäliſche General de la ville ſur Illon in Begleitung mehrerer Offiziere, Ordonanzen und Gendarmen, welche von Oſten her im ſcharfen Trabe durch die Stadt bis vor das Rathaus ſprengten. Der Bürgermeiſter, der eben im Begriffe war, auszugehen, gab ſich dem General zu erkennen und frug nach ſeinem Begehr. Dieſer erwiderte, daß ſein Herr, der König von Weſtfalen, in kurzer Zeit mit Gefolge eintreffen und für die Nacht hier Quartier nehmen würde, er hoffe, daß außer dem Könige und dem Stabe, auch die Mannſchaften und Pferde gut untergebracht würden.

Hiermit übergab er dem Bürgermeiſter ein Schriftſtück, lüftete den Federhut und ritt langſam über die Wermingſerſtraße zurück. Manches Fenſter öffnete ſich und manch bewundernder Blick folgte dem ſchönen ſtolzen Reiter. Das Gefolge blieb im Rathaus zurück, um die Einquartierungsgeſchäfte zu ordnen. Jetzt ſammelten ſich die Neugierigen und große Menſchenmaſſen wogten auf den Straßen hin und her.

Die Iſerlohnerinnen hatten ſich aufgeputzt, als wenn heute Wunder was für ein Feſttag ſei. Ein Zeitgenoſſe erzählte noch vor 60 Jahren: „Weiß der Teufel, was in unſere Fabrikmädchen gefahren war! In ihren Sonntagsröckchen, Hauben und bunten Schürzen, mit Blumenſträußchen in den Händen, ſpazierten ſie Arm in Arm die Wermingſerſtraße auf und ab!"

Da plötzlich hieß es: „Sie kommen über die Hardt!" Allerdings kam von dort ein Reiterzug angeſprengt. Es waren Garde du Korps, welche als größere linke Seitenpatrouille die Berge abſtreiften zur Sicherung des Hauptkorps. Dies mag auch wohl der Grund zu der ſpäteren Vermutung geweſen ſein, der König ſei über die Hardt gekommen. Auch über Sümmern, alſo rechte Flanke, iſt eine größere Reiterabteilung gekommen.

Ueber den eigentlichen Einzug wollen wir jetzt eine Zeitgenoſſin, eine Iſerlohnerin, ſprechen hören, und zwar Frau Karoline Krupp, geboren 1786, getraut 1811 und geſtorben 1873. Ihr elterliches Haus befand ſich am Dickenturm. Sie erzählt:

„Alle Bürger, Männlein und Weiblein, ſtanden auf der Wermingſerſtraße und warteten ſchon ſeit Stunden auf den Einzug. Da endlich erſcholl von der Mendenerſtraße her Muſik — der König von Weſtfalen mit einem glänzenden Gefolge zog an der Spitze der Garde du Korps in Iſerlohn ein. Wie blitzten und blinkten die reichen, ſchönen Uniformen. Dann kam die Ehrengarde, alles ſchöne Leute in ihrer herrlichen grünen Tracht mit roten vergoldeten Schnüren und Aufſchlägen, an den Reitſtiefeln gelbe Lederanſätze mit vergoldeten Treſſen. Nun kam der König ſelber. Welch ernſter netter Mann! So hatten wir ihn uns nicht vorgeſtellt. Alles ſtand ſtill und betrachtete mit Erſtaunen den ſchönen Reiterzug.

Da die anderen Truppen mit Unterbrechungen einrückten, ſo dauerte der ganze Einzug ſieben Stunden. Die Spitze des Zuges langte auf dem Markt an. Hier ritt ein höherer General mit einem Schriftſtück in der Hand an den König heran und überreichte ihm dasſelbe.

Dieſer berührte lächelnd ſeinen Hut, dann ritt Hieronymus mit ſeinem Gefolge, der General vorauf, die Unnaerſtraße entlang, bog in die Waſſerſtraße ein und hielt vor dem Hauſe des Kaufmanns und Fabrikherrn Schrimpff. Hier war das Hauptquartier.

Nun rückte die andere Kavallerie ein. 400 Dragoner durften nicht abſatteln, ſondern hatten Befehl, ſich auf dem Marktplatz für die Nacht einzurichten. Hier wurden auch die vielen Wagen und Geſchütze und der Reiſewagen des Königs mit der Kriegskaſſe aufgefahren. Die Pferde des Stabes wurden bei Schröder, im „weißen Pferde" eingeſtallt, hier lag auch, wenn ich nicht irre, der Fürſt von Salm-Salm im Quartier. Andere Generale und Offiziere lagen bei Dümpelmann und der Kaufmannſchaft, die Mannſchaften waren bei den Bürgern einquartiert. Die Miniſter und ein hoher General wohnten bei dem Könige. Dieſer bewohnte im Schrimpfſchen Hauſe (ſpäter Hanebeck, jetzt Plugge), das nach der Judenſtraße (jetzt Steinſtraße) zu gelegene hintere Eckzimmer, das ſogenannte dreieckige Zimmer. Auf dem Zimmer des Grafen von Bochholz waren die Fahnen untergebracht."

Ein anderer Bericht lautet:

„Im Schrimpfſchen Hauſe auf der Waſſerſtraße lag der König mit ſeinem Gefolge im Quartier. Unten im Hauſe und auf dem Hof lag eine Kompagnie Soldaten, vor der Türe ſtand ein Doppelpoſten, oben wehte die Königlich-Weſtfäliſche Fahne. Rund um die Stadt lagen Feldwachen, deren Verbindung mit der Hauptwache im Rathaus, Kavalleriepatrouillen herſtellten. Auch vor dem „weißen Pferde" und vor Dümpelmanns Haus ſtand ein Poſten. Vor der Hauptwache im Rathaus ſtand ein Poſten vor Gewehr, bei der Bagage waren Patrouilleurpoſten eingerichtet. Gegen abend wurde es kalt, die Soldaten zündeten auf dem Markt und den einmündenden Straßen Wachtfeuer an, deren Lohe hoch empor zum dunklen Nachthimmel ſchlug. Angſt und Schrecken bemächtigte ſich der Anwohner. Schleunigſt wurden Behälter mit Waſſer auf die Böden geſchafft, damit man ſolches bei Ausbruch eines Feuers ſofort zur Hand hatte. Es waren bange Stunden; ein Glück, daß keine Strohdächer mehr vorhanden waren, ſonſt hätte es für die Stadt ſchlimm ausgeſehen. Die Dragoner, welche die Wache hatten, waren den Iſerlohnern nicht fremd, hatten dieſelben doch ſchon früher längere Zeit hier im Quartier gelegen, und mancher Bürger beſuchte am Abend ſeine alten Qurtiergäſte. Hierbei wurde der Wache, ſei es mit Abſicht oder aus Freundſchaft, gehörig die Naſe begoſſen. Die nahe „Wage" und die anderen Gaſthäuſer waren noch bis ſpät in der Nacht belebt.

Auf dem Markte und in den Straßen war es mittlerweile ruhiger geworden. Der Poſten vor Gewehr ſaß auf der Treppe zur Wachtſtube und war eingeduſſelt, ſo daß es einigen beherzten Iſerlohnern gelang, die franzöſiſche Kriegskaſſe in ihre Hände zu bekommen. Sie vergruben ſie unter der Brücke des Mühlenbaches, welcher mitten über den unteren Kirchhof floß, ein ſchweres Fäßchen mit Geld. Sie haben ſpäter das Geld geteilt und viel Gutes an die Armen getan.

Gegen Morgen, als die Feuer erloſchen waren, ſah man Dragoner in ihren Mänteln gehüllt, fröſtelnd die Straßen auf- und abgehen. Mitleidige alte Mütterchen reichten ihnen heißen Kaffee, wofür die Soldaten ſehr dankbar waren.

Am Vormittag des 30. Oktobers ſind die Franzoſen abmarſchiert.

Wie Frau Krupp weiter berichtet, ſind noch jahrelang nachher Einheimiſche wie Fremde zum Schrimpfſchen Hauſe hingepilgert, um das dreieckige Zimmer, worin der König von Weſtfalen logierte, in Augenſchein zu nehmen· das Zimmer mußte ſpäter einem Saalbau weichen. Es würde für die nachfolgenden Beſitzer von großem Werte geweſen ſein, wenn das Zimmer nebſt Einrichtung erhalten geblieben wäre. Aber der Haß des Volkes war zu groß. Darum hieß es: „Fort mit allem, was an die Franzoſenzeit, an Deutſchlands Schmach und Erniedrigung erinnert! Zum Schluß erwähnt Frau Krupp noch folgendes: „Wir bekamen nach dem Einzug

Die Ritterſitze
es kurkölniſchen Lennegebiets.

Der Wilzenberg.

uf dem Gipfel des Berges ſind noch Gräben
Wälle zu ſehen, und es ſoll ſich auch Mauer-
dort finden, ſo wie ein nie verſiegender Brun-
Daneben iſt in neuerer Zeit eine Capelle erbaut.
rhalb jener Wälle ſoll einſt die Burg eines
ngeſchlechtes geſtanden haben, welchem die Ge-
rundumher gehört habe. In einem Verzeichnis
von den Grafſchafter Kloſtergeiſtlichen zu
den Jahrgedächtniſſe Verſtorbener ſteht ver-
: „pridie non. febr. Haboldus Graf von
nberg, welcher das Eigentum des Berges dem
r ſchenkte"; und es wird erzählt, daß die letzte
rin der Burg bei Stiftung des Kloſters nach
rdernau gezogen ſei; Seibertz berichtet von
grauenhaften Sage, die noch am Ende des 17.
hunderts im Liede gelebt habe: „Die letzte
e des Herrengeſchlechtes habe ſieben Männer
einander ums Leben gebracht und dann zur
e ſo greulicher Verbrechen all ihr Gut dem
r geſchenkt." Das iſt alles, was die bald ſo
ld anders erzählte Sage und eine dunkle ſchrift-
Angabe über die Exiſtenz einer bewohnten Burg
dem Wilzenberge. melden. Hiſtoriſch feſt ſteht
eine einfache Tatſache, welche die Stiftungs-
de v. J. 1072 angibt: Im Eingange derſelben
nämlich der Stifter, Erzbiſchof Anno von Köln:
abe ein gewiſſes Gebiet im Sachſenlande, Graf-
ſt genannt, von einer Edelfrau namens Chu-
und deren Sohne Thiemo erworben" und dort
Kloſter gegründet.
Daß die Edeldame Chuniza und ihre Vorfahren
dem Wilzenberge gewohnt habe, iſt nicht wahr-
lich. Ihr Haupthof im Tale, das ſpätere Klo-
eignete ſich beſſer zu einem herrſchaftlichen
. Der Wilzenberg mag aber auf ſeinem Gipfel
Wallburg gehabt haben, wie ſich ſolche bei
en Haupthöfen oder Dorfſchaften finden. Eine
liche Steinburg hat ganz ſicher da oben nicht
nden. Wirklich bewohnte Bergſchlöſſer gab es
jener Zeit noch gar nicht, nur die mächtigſten
n, wie die Grafen von Arnsberg fin-
an, ſolche zu bauen. Daß Frau Chuniza nach
ernau gezogen ſei, mag richtig ſein. Ihre Nach-
men könnten dort den Namen von Grafſchaft an-
mmen haben. Sie, wie das Geſchlecht der Chu-
gehörten zum höheren Adel und zwei Dyna-
milien konnten doch in dem kleinen Gau Graf-
nicht wohl beſtehen; es ſcheint alſo wirklich
und dasſelbe Geſchlecht geweſen zu ſein. Seibertz
mutung, daß die Dynaſten von Grafſchaft ein
g des Wittgenſteinſchen Grafengeſchlechts
, ſteht unſerer Annahme nicht im Wege: Chu-
kann ja auch zu dieſer Familie gehört haben.
In Grafſchaft haben wir das Lennetal rechts
Norden, und nehmen nun unſern Weg weſtlich
auf, teils neben dem Höhenzuge, welcher das
und Edergebiet ſcheidet und in der Gegend
Oberhundem abfällt.
Die bedeutendſte Höhe, über welche der Pfad den
nd der Bergwanderungen führt, iſt der Härd-
, deſſen Fernſicht leider ganz verwachſen iſt. Der
ometriſche Punkt auf demſelben hat eine Höhe
759 Meter. Vom Härdler nordweſtlich nähern
uns der Waſſerſcheide zwiſchen der Lenne und
Nebenfluſſe der Hundeme und dahin geht
Weg zu dem nächſten Ritterſitze, zur Adolfs-
g.
Beim Uebergange über die letztgedachte Waſſer-
e beginnen die nähere Umgebung und teilweiſe
die Beſitzungen des Hauſes Adolphsburg.

An unſerm Wege liegt zunächſt der Heilige Born, eine kräftig aufſprudelnde Quelle, deren Waſſer für ſehr geſund gehalten wird: Trotz ſeiner friſchen Kälte ſoll ein Trunk auch dem erhitzten Wanderer niemals ſchaden. Der alte Herr auf der Adolphsburg, ſo erzählte man, ließ ſich täglich ſein Trinkwaſſer aus dem Heiligen Born holen. Eine Viertelſtunde weſtlich davon, gleich oberhalb des Dörfchens Stellborn, ſtehen rechts vom Wege zwei mächtige Felſen. Die tiefen Spalten und Klüfte, über denen zerſtreute Steintrümmer gelagert ſind, bilden eine Art von Kammern oder Grotten, in deren Hintergrunde ſich wieder neue Höhlen zu öffnen ſcheinen. Die Felſen beſtehen aus demſelben ſchieferigen Grauwackengeſtein wie alle umliegenden Berge. In dieſen Felſen wohnen die „Schonhollen". Was man von ihnen erzählt, das glaubt das Volk wirklich noch; und die Aufgeklärteſten ſpekulieren nur darüber, ob die alten Hunnen oder wer ſonſt vormals dort gehauſet hätten.

Bei Stellborn am Berghange ſtehen zwei Felſen hoch und kühn
Und bleich im Mondlichte ſehen ſie hervor aus dem Buchengrün,
In den Felſenſchlöſſern tief unten kryſtallene Säle voll Pracht
Und Kammern viele mit Bettchen von weichem Mooſe gemacht.
Da wohnen die Hollen, die ſchönen, die, freundlich den Menſchen geſinnt,
Den Nachbarn gern helfen und dienen, und ſchirmen Mutter und Kind.
Wenn die Bäurin früh morgens hinabgeht, das Vieh zu beſorgen im Stall,
Dann find't ſie die Kühe gemolken, die blanken Eimerchen all
Sind bis zum Rande gefüllet mit der Milch friſch ſchäumend und rein.
Nun läßt ſie das Vieh aus, es eilet hinaus in den Sonnenſchein.
Kein Hirte braucht es zu hüten; ſie nehmen es in Empfang,
Die fleißigen Hollen, und führens den richtigen Weidegang:
Sie kennen die nährendſte Weide ringsum in Wald und Feld,
Die Tränke ſeitab in der Heide, wo's immer den Tieren gefällt.
Geſättigt mit fröhlichem Brüllen kehrt zeitig die Herde zurück,
Man braucht nur den Schlagbaum zu öffnen, und niemals fehlet ein Stück.
Was Wunder, wenn alſo gepfleget der Herden Reichtum gedeiht,
Und der Bauer recht froh und behaglich des wachſenden Wohlſtandes ſich freut.
Die Hofesleut gehn ohne Sorgen auf die Aecker und Wieſen hinaus;
Denn die Hollen ſehn auch nach den Kindern, wenn allein ſie ſpielen ums Haus.
Und nachts, wenn, vom Erntetag müde, die Mutter dem Schlaf erliegt
Und den weinenden Säugling nicht höret, nicht ſanft in Schlummer ihn wiegt,
Dann kommt Schönholle geſchlichen, nimmt auf das Kindlein ganz ſacht,
Und wickelts von neuem, und ſtillt es, bis wieder zufrieden es lacht.
Warum wohl Frau Holle die Kinder ſo liebt und ſo ſorgſam ſie pflegt?
Sie hat aus dem Born ſie geholet und der Mutter in Arm gelegt.
So haben die freundlichen Hollen geſchafft hier ohn' Unterlaß;

Und die Bauern von Stellborn, die freuten der wohlfeilen Diener ſich baß
Und dankbar legten ſie abends am Schlagbaum ein Butterbrot hin;
Die Hirten unſichtbar, ſie nahmens als Geſchenk mit genügſamen Sinn,
Wohl auch ein neu Röcklein verſchmähten ſie nicht. — Was Dankbarkeit beut
Als Liebesgab, das empfangen ſonder Stolz geſittete Leut. —
Doch als nun einsmal die Bauern ſie dingen wollten um Lohn,
Um knechtlichen Lohn, die Freien, da gingen gekränkt ſie davon.
Die Stellborner müſſen ſeit Jahren nun ſelbſt wieder hüten ihr Vieh,
Ihre Kinder ſelbſt wieder wahren: Schönholle vergeſſen ſie nie!

Auf dem Wege von Stellborn nach der Adolphsburg hat man eine prächtige Ausſicht in das Tal der Selbecke, und auf der letzten Höhe erblickt man das Schloß und Oberhundem nahe vor ſich im Tale.

Im Krug zum grünen Kranze.

Bilder aus der Geſchichte unſerer heimiſchen Gaſthäuſer.

Von Dr. Wilhelm Schulte.

Wenn unſere Altvordern einen guten Trunk tun wollten — und wie gerne wollten ſie das — ſo brauchten ſie im allgemeinen dazu nicht in einen „Krug" zu gehen. Wie ſie ſich ja auch ſonſt all ihren Bedarf an Lebensunterhalt im „Hausfleiß" ſelbſt herſtellten, ſo waren ſie auch ihre eigenen Brauer. Noch heute iſt es auf dem Lande keine Seltenheit, daß der Bauer auch eine mehr oder weniger große Brennerei in ſeinem Betriebe hat. Das Brauen war in all unſeren weſtfäliſchen Städten tüchtig im Schwung, ſo daß die geldbedürftigen Landesherren, die Grafen von der Mark, ſchon früh daraus für ſich Geld zu machen ſuchten. Sie ließen ſich nämlich von jeder Stadt die ſogen. „Bierpfennige" zahlen, d. h. eine Abgabe auf das innerhalb ihrer Mauern gebraute Bier. Das war jedesmal ein wichtiger Poſten in ihrem landesherrlichen Etat, weshalb ſie dann im Laufe der Zeit dazu übergingen, ſich ihn von den Städten in einer Pauſchale im voraus bezahlen zu laſſen. Das taten ſie z. B. mit der Stadt Iſerlohn im Jahre 1338 auf fünf Jahre, 1340 erneut auf ſieben Jahre. 1356 ſetzte der Graf v. d. Mark die Hälfte der pflichtigen Bierpfennige auf 200 M. feſt, eine ziemlich hohe Summe, die in einem neuen Vertrage 1346 ſogar auf 234 M. erhöht wurde.

Dieſe Steuerzahlen laſſen auf einen hohen Bierverbrauch innerhalb der Mauern Iſerlohns ſchließen. Damit iſt allerdings noch nicht geſagt, daß die Einwohner allein als Verbraucher in Betracht gekommen wären. Im Gegenteil zeigt uns der ebenfalls auffällig hohe Weinverbrauch, daß hier ein großer Teil zu Laſten der Fremden geſchrieben werden muß. Die Grafen v. d. Mark hatten nämlich aus Iſerlohn auch einen „Weinzapfen", eine Weinabgabe, und zwar von ſolcher Bedeutung, daß ſie zur Verſteuerung des Weines neben dem Rathaus ein eigenes Weinhaus unterhielten. Bereits im Jahre 1330 trat der Landesherr dies Weinhaus ſamt dem Weinzapfen für nicht weniger als 3000 oberländiſch-rheiniſche Goldgulden als einmalig zu zahlende Pauſchſumme ab. Und zwar nicht für alle Zeiten; denn im Jahre 1370 ließ ſich Eberhard v. d. Mark abermals 100 M. von der Stadt vorſchießen gegen Abtretung der „Cyſe (Acciſe), de uns jarlikes bar vellet van dem Wine, den man dar ſchenket in

alder Wys". 1390 lieh ihm das reiche
gar 1200 Goldgulden und bekam dafür das
die Höhe des Weinzapfens ſelbſt zu beſtimmen
dieſe Weinſteuer bis zur Rückzahlung des
als Pfand zu behalten.
Wo die Iſerlohner und die Fremden dieſe
gen von Bier und Wein tranken — ſoweit das
im engen Familienkreis geſchah — das zeigt uns
der ein Blick in unſere noch heute lebendigen
lichen Verhältniſſe, wo die Krämer oder, wie wir
ſagen, die Kolonialwarenhändler, neben ihrer
theke auch noch einen recht lebhaften
führen. So erklärt es ſich, daß wir von eigen
Wirtshäuſern in unſeren heimiſchen
nicht viel hören. Das hängt auch wieder
zuſammen, daß die Beherbergung der
den im Mittelalter nicht ſo ſehr Sache eine
werbes, denn die Angelegenheit frommer
liebe war. Man ſah in dem Wandernden eben
„Elenden", behandelte ihn alſo genau ſo wie
Armen oder Kranken. Deshalb waren es vor
lich die Klöſter, die die Herbergen in Pflege
In Iſerlohn — wo es kein Kloſter gab —
es um 1300 ein Wittekind von Reynele, der
ches Gaſthaus oder Hoſpital (von lat.
= Gaſt) zum hl. Geiſt ſtiftete, das ſowohl
Reiſenden wie Armen und Kranken offen
lag an der noch heute danach genannten „Hl.
Straße", die die Unnaer- mit der Igelſtra
bindet. Mit der Neuzeit hörte dieſe Liebes
auf, und ſo finden wir denn erſt ſeit etwa 1600
dem nun nur noch für Kranke und Arme bei
Hl.-Geiſt-Hoſpital die eigentlichen Herberge
18. Jahrhundert waren das in Iſerlohn nicht
als ſieben, und das „Weſtfäliſche Magazin"
gißt nicht hinzuzuſetzen, ſie ſeien höchſt
geweſen. Wer die damaligen Herbergsver
im übrigen Weſtfalen kennt, weiß, daß des
in Iſerlohn nicht beſonders ſchlecht geweſen
brauchen. Die Reiſenden waren ſich nämlich
alle darin einig, daß es nirgendwo in der
art üble Gaſthäuſer gebe, als in Weſtfalen.
lich iſt das aber in gewiſſer Hinſicht nur
für unſere Altvordern. Sie hatten in ihren
ſern immer ein Zimmer für Fremde frei.
der „Unbekannte" war auf die Herbergen
„Krüge" angewieſen. So kommen denn
für das 17. und 18. Jahrhundert die Herberg
als Gaſt- oder Wirtshäuſer kaum in Betrac
„Wirte" waren in der Hauptſache die Krä
ſonders dann, wenn ſie noch ſelbſt Bauer
Wir dürfen uns deren Zahl nicht zu ge
ſtellen. Wir haben darüber ziemlich genaue
Nachweiſe aus dem Jahre 1722. Danach
tena jährlich einen Verbrauch von 5839½
Malz, 1285 Scheffel Branntweinſchrot.
krüge" gab es keine, wohl aber unterhie
Bürger nebenbei einen Gaſthausbetrieb.
Stadt gab es 7 Brauhäuſer und 52 Bran
blaſen.
Blankenſtein hatte einen ſehr viel
Verbrauch, von nämlich nur 31 Wiſpel
Scheffel an Malz, und 8 Wiſpel 12 Scheffel
weinſchrot, bei vier Branntweinblaſen, „we
gemauret und den Bürgern ſelbſt zuſtändi
Schankkrüge ſind nicht vorhanden, und nur
oder Bierbrauere, ſo aber wegen Mangel des
(Abſatzes) nur dan und wan brauen, auch
mehr davon konſumieren als verkaufen".
Bochum hatte nur vier „Nachtherberge
keine Schankkrüge, dagegen 23 Privatwirte.
brauchte im Jahre 1722 5475 Scheffel
1129 Scheffel Branntweinſchrot, und zwar
fentliche Braunſtellen; wohl hatte die Sta
„öffentliche Braukeſſel, die von einem zum